HARTMUT SCHMIDT (Berlin)

Überregionaler Sprachausgleich und städtische Umgangssprache aus Berliner Sicht

Frühe Forschungsansätze im Umkreis der Akademie der Wissenschaften

Summary

The most important modern researches on the characteristic features and the history of language usage in Berlin are those of AGATHE LASCH and HERMANN TEUCHERT. Both authors disagree on the question of Upper Saxon influence on early Berlin language. As early as the end of the 18th century there was a lively discussion of problems concerning the representative standard of German pronunciation and other regional differences by teachers of Berlin grammar schools. They recommended a Northern German variant of pronunciation instead of the traditional Saxon one. The membership in the Royal Academy of Sciences gave them an occasion to find a public audience and to produce a noticeable effect.

Die Berlinerin AGATHE LASCH steht mit ihren beiden Werken *Geschichte der Schriftsprache in Berlin* (Dortmund 1910) und *Berlinisch. Eine Berlinische Sprachgeschichte* (Berlin 1928) am Anfang der neueren Erforschung des Berlinischen. HERMANN TEUCHERT hat ihr in wichtigen Punkten widersprochen.¹ Die richtige Beurteilung des zwischen beiden umstrittenen Problems, des Verhältnisses des neueren Berliner Sprachgebrauchs zum Obersächsischen, bedarf auch heute weiterer Untersuchungen.² Aber nicht um diese Sachfragen geht es hier, sondern um das Umfeld der älteren Forschungsansätze, soweit sie in einer Beziehung zu den Gründungsaufträgen der Berliner Akademie der Wissenschaften stehen. AGATHE LASCHS und HERMANN TEUCHERTS Arbeiten entstanden außerhalb der Akademie im Zusammenhang des erneuerten Interesses für geschichtlich begründete Sprachgeographie. Die jüdische Wissenschaftlerin hatte unter den gesellschaftlichen Bedingungen ihrer Epoche keine Chance, in eine nähere Verbindung zur Akademie zu treten. HERMANN TEUCHERT, seit 1910 Studienrat in Berlin, seit 1920 Professor in Rostock, wurde – auch in Würdigung seiner Verdienste um die Erforschung der Sprachverhältnisse in Berlin und

¹ H. TEUCHERT (Rez.), A. LASCH, *Berlinisch*, in: *Teuthonista*, Jg. 5, Berlin 1928–29 S. 295–307. Zwischen den im folgenden erwähnten älteren Arbeiten und dem Stand von A. LASCH und H. TEUCHERT liegt M. SIEWERT, *Die niederdeutsche Sprache Berlins von 1300 bis 1500*, in: *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung*, Bd. 29 (1903), S. 65–122.

² Vgl. zuletzt H. SCHMIDT, *Die sprachliche Entwicklung Berlins vom 13. bis zum frühen 19. Jahrhundert*, in: *Berlinisch. Geschichtliche Einführung in die Sprache einer Stadt*, hrsg. von J. SCHILDT und H. SCHMIDT, Berlin 1986, S. 100–172; K. P. ROSENBERG, *Der Berliner Dialekt – und seine Folgen für die Schüler. Geschichte und Gegenwart der Stadtsprache Berlins sowie eine empirische Untersuchung der Schulprobleme dialektsprechender Berliner Schüler*. Tübingen 1986, besonders S. 82–90.

Brandenburg – 1955 zum Korrespondierenden Mitglied, 1969 zum auswärtigen Vollmitglied gewählt. Das Engagement der Berliner Gymnasiallehrer, zu denen TEUCHERT gehört hatte, für die Erforschung der Sprachentwicklung in der Stadt hat eine lange Tradition.

LEIBNIZ' Wunsch, die Berliner Sozietät möge sich um die Erforschung der Schriftsprache wie der Mundarten kümmern, ist bekannt. Sein früherer „Plan einer Gesellschaft zur Förderung der deutschen Sprache ging ein in den größeren der Preußischen Akademie der Wissenschaften“³. SIGRID V. D. SCHULENBURG urteilt: „Mit die stärkste Triebfeder seiner Wortforschung und Wörtersammlung bleibt der Wille, den Ober- und Mitteldeutschen die einzigartige Vortrefflichkeit der *lingua Saxonica* zu beweisen und den Anmaßungen der *lingua Misnica* einen Damm entgegenzusetzen“⁴. Das Forschungsziel des Akademiegründers erwies sich in Berlin über ein Jahrhundert hinweg als aktuell. An die Bemühungen des auf LEIBNIZ' Vorschlag schon 1706 in die Akademie gewählten Lehrers und späteren Rektors des Gymnasiums zum Grauen Kloster JOHANN LEONHARD FRISCH (1666–1743)⁵ um die Erforschung des Deutschen und der slawischen Sprachen soll hier nur beiläufig erinnert werden. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts galt das linguistische Engagement der Akademie zunächst eher den in Frankreich diskutierten sprachphilosophischen Grundproblemen, so dem Ursprung der Sprache, der wechselseitigen Beeinflussung von Sprache und Denken und dem Vergleich der Sprachen im Hinblick auf das Ideal der Sprachvollkommenheit.⁶ Bereits in den letzten Lebensjahren FRIEDRICHS II. mehrten sich aber die Anzeichen für eine wieder verstärkte öffentliche Reflexion über den Entwicklungsstand des Deutschen, das Verhältnis von Schriftsprache und Mundart, die regionale Orientierung der Normierungsprozesse und die Eignung des Deutschen für die Behandlung und Gestaltung komplizierterer Aufgaben der Wissenschaft, der Verwaltung, des öffentlichen Lebens. An dieser Stelle sei auf die wichtigen Untersuchungen von UWE MEVES über den Beginn der Beschäftigung mit altdeutscher Literatur an den Berliner Gymnasien hingewiesen.⁷ Im September 1779 erließ FRIEDRICH eine Kabinettsorder an den Minister KARL ABRAHAM VON ZEDLITZ (1731–1793) über Fragen der Schulreform. Für das Joachimsthalsche Gymnasium, die dem Landesherrn direkt unterstehende alte Fürstenschule, verlangt er eine Verbesserung der rhetorisch-stilistischen und logischen Ausbildung. In dem daraufhin von ZEDLITZ verordneten Lehrplan wird gefordert, deutsche Sprache „auch wissenschaftlich, das heißt nach grammaticalischen Regeln“⁸ zu lehren. Bald nach FRIEDRICHS Tod wird diese For-

³ S. V. D. SCHULENBURG, *Leibnizens Gedanken und Vorschläge zur Erforschung der deutschen Mundarten*, Berlin 1937 (= Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse, Jg. 1937, Nr. 2), S. 21.

⁴ Ebd., S. 13.

⁵ Für alle Angaben zur Person ist auch im folgenden zu vergleichen: W. HARTKOPF, *Die Akademie der Wissenschaften der DDR. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte*. Biographischer Index, Berlin 1983.

⁶ Vgl. *Erbe, Vermächtnis und Verpflichtung*. Zur sprachwissenschaftlichen Forschung in der Geschichte der AdW der DDR, eingeleitet u. hrsg. von J. SCHLDT, Berlin 1977, bes. S. 16f., 85f.

⁷ U. MEVES, *Zur Rezeption der altdeutschen Literatur an den Gelchrtenschulen in Preußen am Ausgang des 18. Jahrhunderts*, in: *Mittelalter-Rezeption*. Ein Symposium, hrsg. von P. WAPNEWSKI, Stuttgart 1986, S. 473–498.

⁸ Zitiert nach MEVES, ebd., S. 478.

derung im Abiturreglement vom Dezember 1788 verallgemeinert, für die Reifeprüfung werden Kenntnisse „in Ansehung der Muttersprache“⁹ verlangt.

FRIEDRICHS Spätschrift *Über die deutsche Literatur* (1780)¹⁰ wird in der Regel ausschließlich als abschätziges Urteil über den Entwicklungsstand des Deutschen und der deutschen Literatur aufgefaßt. Wir sollten einmal prüfen, ob diese Schrift nicht doch als eine energische Anregung verstanden werden darf, sich mehr um die Ausbildung einer deutschen Schrift- und Standardsprache zu bemühen, und so zu ihrer Zeit schließlich auch gewirkt hat. Der Autor – selbsternannter amtierender Präsident der Akademie der Wissenschaften von 1764 bis 1786¹¹ – klagt, er „finde eine noch halb barbarische Sprache vor, die in ebenso viele Dialekte zerfällt, wie Deutschland Länder und Gegenden aufzuweisen hat. Jeder Bezirk meint, seine Mundart sei die beste“¹². Von Interesse ist diese Äußerung als Beleg dafür, daß auch FRIEDRICH – trotz seiner Vorliebe für GELLERT und trotz der etwa gleichzeitigen offiziellen Einführung von ADELUNGS Schulgrammatik durch seinen Minister ZEDLITZ – die Autorität des obersächsischen Gebiets in offenen Normierungsfragen nicht ohne weiteres anerkannte. Er fordert im folgenden Anstrengungen zur Vervollkommenung der deutschen Sprache, das energische Bemühen um Klarheit des Ausdrucks und Durchsichtigkeit der Satzkonstruktion,¹³ um die Verbesserung der Ausbildung auf Schulen und Universitäten und insbesondere um die Einführung einer durchdachten und einheitlichen Unterrichtsmethodik in beiden Bildungsstufen.¹⁴ Die Schönheit der deutschen Sprachlaute zu steigern, hält er für wünschenswert, aber unerreichbar – jedenfalls nicht durch administrative Vorgaben.¹⁵ Für den seit Jahrhunderten zu beobachtenden „geringen Gebrauch der deutschen Sprache an den meisten Höfen in Deutschland“¹⁶ führt er historische Gründe an, auch solche, die im höheren Ausbildungsstand der bevorzugten Sprachen liegen, aber die Schlußwendungen der Schrift zeichnen – am Vorabend der deutschen Klassik – neue Perspektiven: „Gleichwohl überholen aber diejenigen, die als letzte kommen, manchmal ihre Vorgänger; das kann uns schneller passieren, als man glaubt . . . Wir werden eigene Klassiker haben . . .; unsere Nachbarn werden Deutsch lernen; an den (deutschen, H. S.) Höfen wird man es mit Wonne sprechen . . . Diese Blütezeit unserer Literatur ist noch nicht angebrochen . . .; ich werde sie nicht mehr erleben, mein Alter nimmt mir die Hoffnung“¹⁷.

Diese Äußerungen müssen bedacht werden, wenn das mit FRIEDRICHS Tod in Berlin einsetzende verstärkte Interesse eines Teils der Akademiemitglieder für die Probleme der eigenen Sprache zu bewerten ist. Einem solchen Interesse war an mehreren der höheren Schulen der Stadt, so am Gymnasium zum Grauen Kloster,

⁹ P. SCHWARTZ, *Die Gelehrtenschulen Preußens unter dem Oberschulkollegium (1787–1806) und das Abiturientenexamen*, Bd. 1, Berlin 1910, S. 126, zitiert nach MEVES, *Zur Rezeption*, a. a. O., S. 474.

¹⁰ Zitiert wird die Übersetzung in: *Friedrich II. von Preußen, Schriften und Briefe*, hrsg. von I. MITTENZWEI, Leipzig 1985, S. 364–397.

¹¹ HARTKOPF, *Die Akademie der Wissenschaften der DDR*, a. a. O., S. 147.

¹² *Friedrich II. von Preußen*, a. a. O., S. 365.

¹³ Ebd., S. 370, 375, 377f.

¹⁴ Ebd., S. 371–375, 379, 383–396.

¹⁵ Ebd., S. 379: „Caesar non est super grammaticos“.

¹⁶ Ebd., S. 396.

¹⁷ Ebd., S. 397.

am Joachimsthalschen Gymnasium, am Friedrichwerderschen Gymnasium und an HECKERS Königlichler Realschule und dem ihr angeschlossenen Pädagogium, vorgearbeitet worden. Noch im Todesjahr FRIEDRICHS, 1786, veranlaßt der neubestellte Kurator der Akademie EWALD VON HERTZBERG (1725–1795, Ehrenmitglied seit 1752) in Anerkennung der wissenschaftlichen und pädagogischen Verdienste der Vorgeschlagenen und ganz offensichtlich gerade im Hinblick auf die sprachpflegerischen Aufgaben der Akademie die Zuwahl von JOHANN JAKOB ENGEL (1741–1802), CHRISTIAN GARVE (1742–1798), JOHANN HEINRICH LUDWIG MEIEROTTO (1742–1800), KARL WILHELM RAMLER (1725–1798) und WILHELM ABRAHAM TELLER (1734–1804). 1789 folgte die Wahl von ABEL BURJA (1752–1816), 1790 die von FRIEDRICH GEDIKE (1754–1803), 1791 wurden KARL PHILIPP MORITZ (1757–1793) und JOHANN FRIEDRICH ZÖLLNER (1753–1804) gewählt, 1798 JOHANN ERICH BIESTER (1749–1816).

HERTZBERG hat – unter ausdrücklichem Bezug auf LEIBNIZ – den engeren Zusammenschluß der an deutschen Sprachproblemen interessierten Mitglieder der Akademie zu einer deutschen Deputation organisiert.¹⁸ KARL PHILIPP MORITZ gibt im November 1792 in der Berlinischen Monatsschrift¹⁹ *Nachricht über die akademische Deputation zur Ausbildung der vaterländischen Sprache*, und im gleichen Jahr schreibt er *Über die bisherigen Beschäftigungen der akademischen Deputation zur Kultur der vaterländischen Sprache*²⁰. In den Jahren 1794 und 1796 werden die erste und zweite Sammlung der *Beiträge zur Deutschen Sprachkunde. Vorgelesen in der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin* veröffentlicht.²¹

Die Titel der Beiträge beider Sammlungen seien hier, da sie kaum bekannt sind, einmal – nur leicht gekürzt – aufgeführt: (Bd. 1.): Vorbericht; Auszug aus der Akademierede HERTZBERGS vom 26. 1. 1792, „darin er den Vorsatz der Academie den Entwurf von Leibnitz zu möglichster Verbesserung der deutschen Sprache und [sic!] Antrag bringet“ (S. 394); „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache“ von LEIBNIZ; ZÖLLNER: „Über die Verbesserung der Deutschen Sprache“; MORITZ: „Über die Bildsamkeit der Deutschen Sprache“; HERTZBERG: „Beweiß, daß die deutsche Völkerschaft (Nation) eine einheimische und ursprüngliche (originale) ist, und niemahls eine gänzliche Veränderung (Revolution) erlitten“; GARVE: „Einige allgemeine Betrachtungen über Sprachverbesserungen“; RAMLER: „Von der Bildung der Deutschen Beywörter“; ENGEL: „Ueber Artikel, Hülf- und Personenwörter der neuern Sprachen“; MEIEROTTO: „Eine Probe, wie die Sprache eines Volkes dessen Denkungsart und Sittlichkeit schildere“; BURJA: „Von deutschen Kunstwörtern die zur Größenlehre (Mathematik) gehören“; GEDIKE: „Über deutsche Dialekte“; TELLER: „Über die Preiß-Aufgabe der Churfürstl. deutschen Gesellschaft in Mannheim einige Synonymen betreffend“. (Bd. 2.); RAMLER „Über die Bildung der Deutschen Nennwörter“; MEIEROTTO: „Ist die Sprache des (Inhaltsverzeichnis: der) ursprünglichen Deutschen nicht einsylbig gewesen?“; ZÖLLNER: „Über die Deutsche Aussprache“;

¹⁸ Vgl. *Sprachwissenschaftliche Germanistik*. Ihre Herausbildung und Begründung, hrsg. von W. BAHNER und W. NEUMANN, Berlin 1985, S. 66ff., 236f.

¹⁹ K. PH. MORITZ, *Nachricht über die akademische Deputation zur Ausbildung der vaterländischen Sprache*, in: Berlinische Monatsschrift, hrsg. von J. E. BIESTER, Berlin und Stettin 1792, S. 491–493, s. *Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten*, hrsg. von K. H. JÖRDENS, 6. Bd., Supplemente, Leipzig 1811, S. 870.

²⁰ K. PH. MORITZ, *Über die bisherigen Beschäftigungen der akademischen Deputation zur Kultur der vaterländischen Sprache*, in: Deutsche Monatsschrift, Stück 12, Berlin 1792, S. 282–288, s. JÖRDENS, ebd.

²¹ Vgl. *Sprachwissenschaftliche Germanistik*, a. a. O., S. 365: genaue Behandlung der Texte durch W. NEUMANN, ebd. S. 66ff.

TELLER: „Von den Verdiensten einiger mit Luthern gleichzeitigen Theologischen Schriftsteller, besonders des George Wicel, um die Deutsche Sprache“; BURJA: „Von Deutschen Kunstwörtern, die zur Größenlehre (Mathematik) gehören (Fortsetzung)“; GEDIKE: „Über *Du* und *Sie* in der deutschen Sprache“.

Prüft man die durch die Autoren der Beiträge vertretenen Fächer, so fällt der hohe Anteil der pädagogisch interessierten und als Lehrer oder durch Mitarbeit in Schulbehörden mit Fragen des Deutschunterrichts auch beruflich verbundenen Akademiemitglieder dieses Jahrzehnts auf. Eine solche Konzentration aktiver Schulpädagogen hat die Berliner Akademie in ihrer Mitgliederschaft nie wieder gekannt. Wir dürfen dies wohl als Indiz für die Wichtigkeit, die die Gesamtakademie den Problemen der muttersprachlichen Bildung zubilligte, ansehen. Alle Berliner Gymnasien und die Militärschule waren durch bedeutende Lehrkräfte in der Akademie vertreten. Mindestens BIESTER, ENGEL, GEDIKE, TELLER und ZÖLLNER waren zugleich Mitglieder in der Mittwochsgesellschaft, „einem internen Diskussionskreis von Aufklärungsfreunden und Reformbefürwortern“²². Die Mittwochsgesellschaft darf als ein Versuch bewertet werden, die Positionen einer toleranteren Bildungs- und Kirchenpolitik, wie sie Zedlitz vertreten hatte, gegen den Einbruch der reaktionären Orthodoxie unter dessen Nachfolger JOHANN CHRISTOPH WÖLLNER (1732–1800) so lange wie möglich zu verteidigen. Als das Organ der Mittwochsgesellschaft fungierte die von BIESTER und GEDIKE herausgegebene *Berlinische Monatsschrift*.²³ PETER WEBER hat dargestellt, wie die *Berlinische Monatsschrift* längere Zeit, aber schließlich vergeblich, bemüht war, den Nachfolger FRIEDRICHS II. für ihre Sache zu gewinnen, um aufklärerische Standpunkte gegen WÖLLNER besser halten zu können.²⁴ Nur deshalb konnte sich FRIEDRICH WILHELM II. auch auf deren Seiten bezeichnet finden als „der Gütige, der Menschenfreundliche“²⁵ oder auch als „Friedrich Wilhelm der Gesetzgeber . . . Einer der ehrwürdigsten, heiligsten Beinamen, welchen der Regent eines Volkes führen kann! . . . welchen noch kein Monarch auf Erden so edel verdiente!“²⁶. Man muß die Genugtuung der durch FRIEDRICH WILHELM II. bestätigten Akademiemitglieder über ihre Wahl und ihre Anstrengungen, gegen die von WÖLLNER geführte Reaktion möglichst wenig Boden zu verlieren, wohl immer in Rechnung stellen, wenn der neue König in den Schriften der Berliner Aufklärer mit solchen Schmeicheleien bedacht wird, so z. B. auch mit GEDIKES Formulierung, „dass einer der ersten huldreichen und aufmunternden Blicke seines (FRIEDRICHS II., H. S.) Königlichen Nachfolgers die deutsche Sprache, deutsche Dichtkunst und deutsche Gelehrsamkeit traf“²⁷.

Neben den durch die Akademie teils gewürdigten, teils veranlaßten Studien der hier genannten Berliner Pädagogen bestand eine zweite Interessenrichtung, die nur z. T. durch dieselben Forscher verfolgt wurde. MEIEROTTO bietet seinen Schülern

²² P. WEBER, *Die „Berlinische Monatsschrift“ als Organ der Aufklärung*, in: *Berlinische Monatsschrift (1783–1796)*. Herausgegeben von F. Gedike und J. E. Biester. Auswahl, hrsg. von P. WEBER, Leipzig 1986, S. 356–452 (Zitat S. 362).

²³ Ebd., S. 364.

²⁴ Ebd., S. 378f.

²⁵ Ebd., S. 379.

²⁶ Ebd., S. 249.

²⁷ F. GEDIKE, *Über deutsche Dialekte*, in: *Beiträge zur Deutschen Sprachkunde*. Vorgelesen in der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Zweyte Sammlung, Berlin 1796, S. 320; vgl. *Sprachwissenschaftliche Germanistik*, a. a. O., S. 77.

schon 1779 als Rektor des Joachimsthalschen Gymnasiums eine fakultative Einführung in die deutsche Literatur von den Anfängen bis ins 17. Jahrhundert.²⁸ Der von 1767 bis 1787 in Berlin wirkende BODMERSchüler CHRISTOPH HEINRICH MÜLLER empfiehlt in Ankündigungen seiner Nibelungenausgabe schon 1780 und 1782 das Studium des Mittelhochdeutschen – nach U. MEVES' Formulierung – „als Erneuerungspotential für die gegenwärtige Dichtung“²⁹, in einem Brief an BODMER vom 23. 2. 1782 auch zur „Erweiterung der Sprachgeschichte und Sprachkenntnisse“³⁰. ENGEL begründet 1783 die Forderung nach einem vertieften Literaturunterricht mit der Feststellung, daß „die künftige Nützlichkeit des Studirenden für sein Vaterland hauptsächlich davon abhängt, wie richtig und kräftig und fein er in der Sprache des eigenen Volkes denkt und sich ausdrückt“³¹. Daß der gegenwartssprachlich und der historisch-literarisch, aber ebenfalls sprachpflegerisch orientierte Ansatz deutlich zu unterscheiden sind, zeigt sich an FRIEDRICHS II. schroffer Reaktion auf MÜLLERS 'Samlung deutscher Gedichte aus dem XII., XIII. und XIV. Jahrhundert' (3 Bde., Berlin 1784–87).³² Trotzdem hat MÜLLER während seiner Berliner Jahre entscheidende Anregungen gegeben. U. MEVES weist mit Recht darauf hin, daß aus dem hier interessierenden Personenkreis ENGEL, GEDIKE und MEIEROTTO, „repräsentative Vertreter der Berliner Spätaufklärung, unter den Pränumeranten“ von MÜLLERS 'Samlung deutscher Gedichte' waren.³³ ERDUIN JULIUS KOCH, Schüler von MÜLLER, MEIEROTTO und ENGEL und später Lehrer an der Königlichen Realschule, führt 1791 eine „Geschichte der Deutschen Sprache“ mit zwei Wochenstunden in das Lehrprogramm des Pädagogiums der Realschule ein.³⁴ Gemeinsam mit JOHANN FRIEDRICH AUGUST KINDERLING, JOHANN PETER WILLENBÜCHER und DANIEL JENISCH – dem späteren Preisträger der Berliner Akademie – gründet er eine „Gesellschaft Deutscher Sprach- und Literatur-Forscher zu Berlin“³⁵, die zwischen 1788 und 1793 den ersten Versuch einer Vereinigung der Fachkollegen darstellt. Auch diese Bestrebungen sollen durch HERTZBERG gefördert worden sein. Obwohl sie im ausgehenden 18. Jahrhundert offenbar nur ein eingeschränktes öffentliches Interesse fanden, verdienen sie unsere Aufmerksamkeit, weil sich hier neben dem direkten Einfluß der Textausgaben von BODMER auf JACOB GRIMM ein durch die Berliner Tradition vermittelter (BODMER–MÜLLER–KOCH–WACKENRODER/ARNIM–TIECK) abzeichnet.

Die in der deutschen Deputation vereinten Akademiemitglieder haben unter der Berliner Perspektive in die Auseinandersetzungen um die Ausbildung der deutschen Standardsprache eingegriffen. Wie schon GOTTSCHED und ADELUNG, dessen Autorität ZEDLITZ durch die Einführung seiner Schulgrammatik anerkannt hatte, stammten auch die hier agierenden Berliner Akademiemitglieder ganz überwiegend aus dem

²⁸ Diese Angaben wieder nach MEVES, *Zur Rezeption*, a. a. O., S. 477, dort auch weitere – z. T. zugrundeliegende – Literatur.

²⁹ Ebd., S. 476.

³⁰ Ebd.

³¹ J. J. ENGEL, *Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten aus deutschen Mustern entwickelt*, Berlin und Stettin 1783, S. XIII, zitiert nach MEVES, *Zur Rezeption*, a. a. O., S. 478.

³² MEVES, *Zur Rezeption*, a. a. O., S. 479, vgl. S. 475.

³³ Ebd., S. 477.

³⁴ Ebd., S. 482.

³⁵ Ebd., S. 480. „Von einer öffentlichen Wirkung dieser gelehrten Gesellschaft ist nichts bekannt“, ebd., S. 485.

norddeutschen Bereich: BIESTER aus Lübeck, BURJA aus Kiekebusch, ENGEL aus Parchim, GEDIKE aus Boberow, HERTZBERG aus Lottin/Pomm., MEIEROTTO aus Stargard, MORITZ aus Hameln, RAMLER aus Kolberg, ZÖLLNER aus Neudamm/Neumark, nur TELLER aus Leipzig. Man muß dies bedenken, wenn es um die Bewertung regional bestimmter Aussprachenormen der Standardsprache geht, aber auch wenn nun gelegentlich Reflexionen über das Berlinische als Stadtmundart ins Spiel kommen. Aus Berlin stammte keiner, über Berliner Schulpraxis – Gelegenheit zur kritischen Beachtung von Besonderheiten im Unterrichtsprozeß – verfügten zumindest ENGEL, GEDIKE, MEIEROTTO, MORITZ und RAMLER. Daß die Berliner Lehrer und Sprachforscher nicht dem obersächsischen, sondern dem nördlichen Aussprachetypus der Standardsprache den Vorzug gaben, erklärt sich aus ihrer Herkunft und der durch die politische und ökonomische Entwicklung gestärkten Stellung Berlins.

JOHANN FRIEDRICH HEYNATZ, von 1769 bis 1775 in Berlin Lehrer am Grauen Kloster, danach am Friedrichsgymnasium in Frankfurt/Oder, hatte schon 1771 – noch vor dem Wirken der neuen Gruppierung an der Berliner Akademie, aber in der gleichen pädagogischen und sprachpolitischen Tradition stehend – geschrieben: „Da Sachsen und die in Ansehung der Sprache zur Mark Brandenburg gehörenden Länder die meisten und ersten guten Schriften in Deutscher Sprache geliefert haben: so haben sie beide ein nahes Recht, über die Streitigkeiten der übrigen Provinzen von Deutschland zu urtheilen. Giebt es indessen eine allgemeine Hochdeutsche Sprache, so muß entweder die Sächsische oder die Märkische Mundart den Ausschlag geben, wenn die andern Mundarten streitig sind, und bloß mit ihrem Ansehen, aber nicht mit Gründen streiten“³⁶. Inzwischen hatte (s. o.) der preußische König selbst den Wettstreit der Regionen um den besten Aussprachetypus wieder für offen erklärt. Im Februar 1783 nutzte BIESTER die Berlinische Monatsschrift, um in den zwischen ADELUNG und seinen Kritikern ausgebrochenen Streit einzugreifen. Seine Frage, „Ist Kursachsen das Tribunal der Sprache und Literatur für die übrigen Provinzen Deutschlands?“³⁷, beantwortet er natürlich negativ. Einige Argumente seien genannt. Daß Deutschland nicht wie Frankreich und Italien ein autoritatives Wörterbuch einer Akademie besitze, sei kein Nachteil. „Deutschland und England haben Wörterbücher von einzelnen Gelehrten; und diese werden von den Mitbürgern der Verfasser für historische Berichte oder für Materialien zur Kenntniss des der-

³⁶ J. F. HEYNATZ, *Briefe die Deutsche Sprache betreffend*, Teil 1, Berlin 1771, S. 24. Nur erwähnt seien die in gleiche Richtung gehenden, aber außer direktem Zusammenhang mit den hier behandelten Aktivitäten stehenden Bemühungen von J. G. RICHTER und – wenig später – Th. HEINSIUS. Zur historischen Entwicklung der Problemlage vgl. I. EICHLER/G. BERGMANN, *Die Beurteilung des Obersächsischen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert*, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (Halle), Bd. 89 (1967), S. 1–57 (Zitat S. 42); H. SCHMIDT, *Luther, Adeling und das Märkische*, in: *Luthers Sprachschaffen. Gesellschaftliche Grundlagen – Geschichtliche Wirkungen*, hrsg. von J. SCHILDT, Bd. 2, Berlin 1984 (=Linguistische Studien des ZISW, R. A, H. 119/II), S. 149–162; P. v. POLENZ, *Altes und Neues zum Streit über das Meißnische Deutsch*, in: *Kontroversen, alte und neue*. Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen 1985, Bd. 4, Tübingen 1986, S. 183–202; H. SCHMIDT, *Die sprachliche Entwicklung Berlins*, a. a. O., S. 153–155.

³⁷ J. E. BIESTER, *Ist Kursachsen das Tribunal der Sprache und Literatur für die übrigen Provinzen Deutschlands?*, in: Berlinische Monatsschrift, hrsg. von P. WEBER, a. a. O., S. 15–22.

maligen Zustandes der Sprache und Literatur gehalten. Man hat schon öfter gezeigt, daß die beiden letztgenannten Länder hierin einen Vorzug vor den ersten haben. Bei jenen ist nun die Schatzkammer geschlossen, nichts Neues darf mehr hinein; man fragt nicht: kann man so sagen? sondern nur: hat man so gesagt? . . . Die Nation hat in der wichtigsten Sache des menschlichen Geistes, wo vernünftige Freiheit und vernünftiges Selbstdenken vorzüglich herrschen sollten, Fesseln bekommen, denn man hat für die Sprache ein *symbolisches Buch*. Dieser, wie mich dünkt, passende Ausdruck wird allein schon allen Schaden hinlänglich anzeigen“³⁸. Das ist ein aufklärerisches Plädoyer für die Chance der Sprachentwicklung, für deskriptive und gegen präskriptive Lehrbücher in einer Phase, in der wichtige Normierungsentscheidungen wieder in Frage gestellt wurden. Das Argument, Deutschland fehle die in Sprachfragen tonangebende Hauptstadt, wird abgelehnt: „Daß in Deutschland kein so allgemein verschlingendes disproportioniertes Ungeheuer ist, hat man . . . eher für ein Glück . . . gehalten“³⁹. Berlin wird also keineswegs als Sprachhauptstadt auch für die nichtpreußischen Gebiete proklamiert. BIESTER kritisiert scharf und selbstbewußt die obersächsische Aussprache auch der von ADELUNG angerufenen ‘gebildeten Klasse’: „selbst bei Obersachsen aus dieser Klasse ist das unangenehme . . . Singen, das widerliche mir statt wir, die höchstseltsame Verwechslung des b und p, des d und t sehr gewöhnlich, . . . obersächsische Schauspieler, die einen andern deutschen Dialekt sprechen wollten! Wer könnte dabei das Lachen halten . . . Ein Obersachse, der erträglich englisch ausspricht, ist ein Wunder . . . ich habe noch nie einen vernünftigen Menschen gekannt, der sich gewünscht hätte, vollkommen wie ein Obersachse zu sprechen. Prediger und unter ihnen Männer von großen Verdiensten und großer Gelehrsamkeit, die in Obersachsen geboren sind, müssen auswärts erst eine Zeitlang gepredigt haben, ehe man sie recht verstehbar findet“⁴⁰. BIESTER erkennt an, daß der „bersächsische Dialekt . . . einmal die allgemeine Schrift- und Umgangssprache der feinern Welt geworden“ sei, aber daraus „folgt nicht, daß wir diese Provinz noch itzt als Stütze unserer Sprache ansehen müssen“⁴¹. Offensichtlich geht es BIESTER nicht darum, den bisher erreichten Ausgleich auf ostmitteldeutscher oder „bersächsischer“ Grundlage zu bestreiten, denn „daß ich als geborner Niedersachse itzt bersächsisch reden und schreiben muß, will ich gern tragen; und um desto williger, da ich die einmaligen Einrichtungen nicht ändern kann“⁴². Offen halten möchte er nicht die Frage des schriftsprachlichen Ausgleichs, sondern die standard-sprachliche Orientierung an einer bestimmten regionalen Aussprachenorm. Damit wird nicht nur die Möglichkeit begründet, einem anderen Aussprachetypus zu folgen als Leipzig und Dresden, sondern im Grunde der in Berlin erreichte Stand als gleichberechtigt hingestellt.

Daß auch Berlin seine einem allgemeineren Ausgleich entgegenstehenden Regionalismen besaß, trat den Berliner Pädagogen und Sprachforschern durchaus ins Bewußtsein.

FRIEDRICH GEDIKE, zu dieser Zeit Rektor des Friedrichwerderschen Gymnasiums und durch ZEDLITZ als Oberkonsistorialrat in die Schulaufsichtsbehörde berufen, veröffentlichte im Juli 1784 in der Berlinischen Monatsschrift einen kritischen Bericht „Über Berlin. Von einem Fremden“. Er bestätigt den Berlinern „Lust zu guter Lektur, Einsicht

³⁸ Ebd., S. 15.

³⁹ Ebd.

⁴⁰ Ebd., S. 17.

⁴¹ Ebd., S. 18.

⁴² Ebd.

in deutsche Literatur, Geschmack, Beurteilungskraft, Vergnügen an feinen Geistesbeschäftigungen, Kraft zu angestrengtem Nachdenken“⁴³. Danach heißt es: „Das Deutsch, was man hier spricht, ist in Absicht des ganzen Stils, des Periodenbaus, und der gebrauchten einzelnen Wörter sehr richtig, und nähert sich dem Ausdruck in den besten deutschen Büchern. Nur die Aussprache hat einige unangenehme Fehler, die doch bei früherer Angewöhnung und größerer Aufmerksamkeit leicht zu verbannen wären. So aber hören Sie hier noch immer aus dem schönsten und oft selbst aus dem gelehrtesten Munde: lofen statt laufen, sinn statt sein (*être*) usw. Ich weiß nicht, ists Affektation oder häufiger Fehler an den Sprachorganen, daß hier so viel geschnarrt und gegurgelt wird, und manche Buchstaben, vorzüglich das *r* höchst unrein tönen. Mich dünkt, bei den Frauenzimmern und den noch unter Frauenzimmern stehenden jüngeren Knaben dies vornehmlich bemerkt zu haben; und also könnte es allerdings wohl gar geglaubte Schönheit sein. Sonst ist die Aussprache hier scharf, deutlich, weder verschluckend noch abbrechend, und im ganzen nicht unangenehm. Daß man sie selbst hier für etwas Eigentümliches hält, sehe ich daraus, weil ich schon in den hiesigen Zeitungen bei Steckbriefen gefunden habe, daß eines der angegebenen Merkmale des entsprungenen Diebes war: *hat Berliner Aussprache*. Jedem Konsonanten geschieht hier sein Recht, *d* und *t*, *p* und *b* wird nicht verwechselt; man singt und heult, bellt und zieht nicht; und vorzüglich, wie gesagt, artikuliert man sehr wohl und dabei doch sehr schnell. — Aber Fehler gegen die Grammatik im Gebrauch der Kasus findet man hier, wie in ganz Niederdeutschland, aufs häufigste. Alle Unstudierte, alle Frauenzimmer, und . . . sehr viele Gelehrte, verstoßen beständig hierin gegen die simpelsten und leichtesten Regeln. Die Sache geht so weit, . . . daß Lessing, als ihn einst eine Berlinerin fragte, wie sie es denn zu machen habe, um richtiger deutsch zu reden? antwortete: ‘Madam, davon gibt es eine sehr einfache Regel: Sagen Sie beständig *mich*, wo Sie itzt *mir* zu sagen pflegen, und umgekehrt *mir* statt *mich*, so werden Sie gewiß keinen Fehler machen.’ Ich wünschte zur Ehre des hiesigen schönen Geschlechts, daß sie diese Regel befolgten; denn wahr ist sie, und zugleich viel faßlicher, als Moritzens dicke deutsche Sprachlehre für Damen . . . Eigentlich aber wünschte ich, daß jeder angesehene Mann hier sorgfältiger und vorsichtiger sein Deutsch redete, damit die Damen durch Gewohnheit lernten . . . Anstößige Provinzialismen statt guter gebräuchlicher Wörter gibt es hier nicht viel; aber wohl einige bedeutungsvolle Idiotismen, die nur durch Umschreibung auszudrücken wären . . . Es gibt auch hier ein Plattdeutsch, das aber nicht so abstechend von der reinen Sprache ist, daß nicht jeder gemeine Mann ein gut geschriebenes deutsches Buch . . . verstehen sollte; welches im übrigen Deutschland . . . nicht der Fall ist. Also macht auch dieser glückliche Umstand den hiesigen Einwohner für jeden öffentlichen Unterricht, er sei mündlich oder schriftlich, empfänglicher“⁴⁴.

GEDIKES Text ist interessant durch die Vielzahl der berücksichtigten Aspekte. Er sieht den wichtigen Unterschied zwischen ‘Berliner Aussprache’ und ‘Plattdeutsch in Berlin’⁴⁵, differenziert den Sprachgebrauch nach Alter, Geschlecht und Berufsbild, beobachtet verschiedene Nähe zur Schriftsprache in Morphologie, Syntax, Lexik und Aussprache und ist überzeugt von der Möglichkeit zur Spracherziehung durch Lektüre und Redeübung. Auf GEDIKES Erkenntnis der Sprachänderungen in der Folge ‘großer politischer Umwälzungen’, belegt durch den Hinweis auf den sansculottischen Sprachwandel im revolutionären Frankreich („die Sprache selbst wird mit den Sitten von Monat zu Monat roher und so zu sagen ohnbehoster“), hat WERNER NEUMANN in einer eingehenden Analyse der ‘Beiträge zur Deutschen Sprachkunde’ (1794/96) hingewiesen.⁴⁶

⁴³ F. GEDIKE, *Über Berlin. Von einem Fremden*, in: Berlinische Monatsschrift, hrsg. von P. WEBER, a. a. O., S. 68–77 (Zitat S. 68).

⁴⁴ Ebd., S. 69–71.

⁴⁵ Noch HEYNATZ stellt in seinen oben zitierten Briefen, die Deutsche Sprache betreffend, zwar märkische Besonderheiten zusammen, hebt aber das Berlinische nicht ab (a. a. O., S. 24–30).

⁴⁶ *Sprachwissenschaftliche Germanistik*, a. a. O., S. 74–76 (Zitat S. 76).

Die Spracherziehung durch Lektüre und Vorlesepraxis, die Bindung der eigenen Aussprache an geschriebenes und gehörtes Vorbild, besaß im Berlin des späten 18. Jahrhunderts besondere Bedeutung. Dafür gibt es zahlreiche Zeugnisse. GEDIKE selbst hatte im Friedrichwerderschen Gymnasium „eine deutsche Lesebibliothek zur Bildung der Jünglinge errichtet, die ungemein viel Nutzen schafft. Sie besteht aus den besten Dichtern und Prosaisten, Reisen und historischen Werken“⁴⁷. HENRIETTE HERZ (1764–1847) bespricht eingehend die Lesegesellschaften ihrer Berliner Jugendzeit, so eine um das Jahr 1785 gebildete, an der sich u. a. die oben schon erwähnten ENGEL, MORITZ, TELLER, ZÖLLNER, außerdem MARKUS HERZ und die Brüder HUMBOLDT beteiligten.⁴⁸ Vorlesen und Zuhören bildeten wesentliche Momente der Geselligkeit. MORITZ hat sich wie GEDIKE um die Verbesserung der Berliner Aussprachegewohnheiten im Sinne der Standardsprache besonders bemüht. Er regt – wieder LEIBNIZ folgend – die Gründung einer „Akademie der deutschen Sprache“ an, um „den Enthusiasmus für die Ausbildung unserer Sprache immer mehr verbreiten zu können“⁴⁹. Ihn irritiert der Konflikt zwischen einheitlicher Schreibung und differierender Aussprache: „Ganz Deutschland hat stillschweigend eingewilligt, beinahe einerlei Sprache zu schreiben, und läßt sich doch, im Reden, die auslassensten Freiheiten“⁵⁰.

Auch MORITZ lehnt die Autorität der obersächsischen Aussprache entschieden ab. Er meint schon 1781, man könne „behaupten, daß das wahre Hochdeutsche, in der Mark, noch weit besser, als in Obersachsen gesprochen wird, oder wenigstens gesprochen werden kann. Denn ein jeder gebohrner Märker, der seine Sprache gebildet, pflegt das Hochdeutsche beinahe eben so rein, wie der Niedersachse, zu sprechen, wenn er nur auf seine Worte Acht geben, und mit völligem Bedacht reden will; man hört dies ja bei öffentlichen Vorträgen, wo man alle die Unarten, im Ausdruck, welche sich aus dem Dialekt eingeschlichen haben, sorgfältig zu vermeiden sucht, weil man fühlt, daß dieselben alsdann zu auffallend seyn würden. Dem Obersachsen wird es schon weit schwerer, das wahre Hochdeutsche richtig zu sprechen, weil es mit dem Dialekt seiner Provinz eine zu große Aehnlichkeit hat, als daß die Fehler auffallend genug seyn sollten, . . . in dieser Rücksicht kann man behaupten, so paradox es auch scheinen mag, daß, in Obersachsen, das wahre Hochdeutsche gerade am schlechtesten gesprochen wird, weil man selbst in öffentlichen Reden, wo doch die Sprache, in ihrer größten Reinigkeit, gehört werden sollte, das b und p, d und t, nicht unterscheidet, das e fast wie ei, das ei beinahe wie ai, das ü wie i, das g wie ein ordentlich k, das st und sp wie scht, und schp, ausspricht, und dergleichen Fehler in der Aussprache mehrere begeht, die ein gebohrner Märker größtentheils vermeidet; ich sage nur größtentheils: denn das st und sp wird hier ebenfalls, auch in öffentlichen Vorträgen, so, wie im Obersächsischen, ausgesprochen, und wer es richtig ausspricht, bei dem wird es wohl gar für Affektation gehalten: eben so ist es auch mit dem g, welches hier sonst durchgängig wie j ausgesprochen wird“⁵¹.

Auch MORITZ orientiert sein Urteil über die beste Aussprache an der norddeutschen Realisierung des hochdeutschen Schriftbildes. Als Lehrer hatte er Gelegenheit, die besonderen Probleme der Berliner bei der Erreichung dieses Zieles genau zu beob-

⁴⁷ K. H. KRÖGEN, *Freie Bemerkungen über Berlin, Leipzig, Prag, Leipzig und Weimar* 1986, S. 20 (Erstausgabe 1785).

⁴⁸ *Henriette Herz in Erinnerungen, Briefen, Zeugnissen*, hrsg. von R. SCHMITZ, Leipzig und Weimar 1984, S. 48; vgl. über MORITZ als Vorleser S. 69. Auch E. J. KOCH stand einer Lesegesellschaft vor, s. MEVES, *Zur Rezeption*, a. a. O., S. 485.

⁴⁹ K. PH. MORITZ, *Ueber den märkischen Dialekt*. In Briefen, 1. Stück, Berlin 1781, S. 11.

⁵⁰ Ebd., S. 4. Später spricht er vom „Grundgesetz, in der deutschen Sprache, so zu reden, wie man schreibt“, das sogar „das Volk beim Lesen“ beachte, ebd., S. 7.

⁵¹ Ebd., S. 17–19.

achten. Er fordert, die Schulen sollten sich in jeder Provinz mit den spezifischen regionalen Ausspracheschwierigkeiten befassen: „So habe ich selber, bei meinen Schülern, nach und nach eine große Anzahl von den Fehlern der hiesigen Mundart bemerkt, welcher ich jetzt insbesondre entgegen arbeite, und mit manchen ist es mir schon gelungen, sie meinen Schülern gänzlich abzugewöhnen“⁵². Sein Interesse an einer bewußt praktizierten, geformten Ausgleichssprache (‘ein jeder . . . Märker, der seine Sprache gebildet hat’, s. o.) führt MORITZ auf die Beschäftigung mit dem Berlinischen. Er meint, man müsse sich wundern, „daß wir nicht auch schon ein berlinisches oder märkisches Idiotikon haben“⁵³, ist also offenbar wie GEDIKE bemüht, zwischen dem Märkischen und der Stadtmundart zu unterscheiden. Das zugrundeliegende Problem des Verhältnisses von Mundart und Ausgleichssprache erörtert er eingehend und kommt zu dem Schluß: „Als Sprache des großen Haufens betrachtet, ist daher der Dialekt niemals fehlerhaft, sobald er sich aber, unbefugter Weise, in die verfeinerte Sprache einschleicht, ist er allemal, als fehlerhaft, zu verwerfen“⁵⁴. MORITZ hatte Gelegenheit, seine eigene niedersächsische Mundart mit dem Obersächsischen, Thüringischen und Märkischen zu vergleichen, und gelangt zu differenzierten Urteilen,⁵⁵ die in die schon zitierte Feststellung münden, daß die Nähe von Schriftsprache und Dialekt zu unkorrekten Anlehnungen des Hochdeutschen an die Mundart in Aussprache und Lexik führe: „In Niedersachsen betrachtet man das Hochdeutsche und Platdeutsche als zweierlei Sprachen“ und vermeide ihre Vermischung.⁵⁶ Das Märkische hält er für „aus korruptem Platdeutsch und Hochdeutsch zusammengesmolzen, und mit Sprachfehlern durchwebt“⁵⁷. Seine Sorge gilt in erster Linie der in Berlin praktizierten Umgangssprache⁵⁸, die aus öffentlichen Vorträgen schon verbannt sei, in die aber im übrigen noch zu viele „halbplatdeutsche Wörter“ eingemischt würden. „Um uns also vor unserm eignen Dialekte zu hüten, müssen wir denselben recht genau kennen lernen, damit er unsre verfeinerte Sprache nicht verunstalte; ob man ihn gleich auch noch aus mehrern Gesichtspunkten betrachten

⁵² Ebd., S. 10.

⁵³ Ebd., S. 11. In seiner *Anweisung die gewöhnlichsten Fehler, im Reden, zu verbessern, nebst einigen Gesprächen*, Berlin 1781, S. 5, kündigt er vor einer Liste der zu vermeidenden Aussprachefehler ein eigenes „vollständiges märkisches Idiotikon“ an.

⁵⁴ MORITZ, *Ueber den märkischen Dialekt*, a. a. O., S. 8.

⁵⁵ Ebd., S. 14ff.

⁵⁶ Ebd., S. 16.

⁵⁷ Ebd., S. 17.

⁵⁸ MORITZ gebraucht das Wort mehrfach, so ebd., S. 17 (auch in der *Anweisung*, a. a. O., S. 7). Daß das Berlinische der eigentliche Bezugspunkt ist, folgt aus S. 6 („insbesondre hier in der Hauptstadt“) und den Angaben über seine Materialsammlung als Berliner Lehrer. Daß das Berliner Schulwesen – in der Jugendzeit der Brüder HUMOLDT, die hier allerdings Privatunterricht hatten – auch in anderer Hinsicht der modern werdenden Terminologie verbunden ist, zeigen MORITZ’ Hinweise auf „den innern Gehalt der Worte“, den er mit den „innern Kräften“ der Pflanzen vergleicht; der Sprachforscher habe die im inneren Gehalt der Worte begründeten „Kräfte . . . in Verbindung mit andern Wörtern“ zu untersuchen, um „dem wunderbaren Bau der Sprache . . . nachzuforschen“, ebd., S. 11f. Im Schulprogramm der Realschule von 1791 wird MORITZ’ Ausdrucksweise durch KOCH aufgenommen und weitergeführt. Die Rede ist von „der eigentlichen Geschichte der Deutschen Sprache“, vom „innern Gehalt der einzelnen Wörter“ und vom Versuch, „den Gang der Sprache in der Wortbildung und ihre frühere mechanische Einrichtung kennen zu lernen“. Im Unterricht verglich man „bei einzelnen Worten ihren innern Gehalt mit dem derselben Worte in unserer heutigen oder in ältern und neuern fremden Sprachen“, diese Zitate nach MEVES, *Zur Rezeption*, a. a. O., S. 483.

muß, wie nehmlich durch ihn unsre Büchersprache bereichert, und die vaterländische Geschichte vielleicht noch mehr aufgeklärt werden kann“⁵⁹. Zu beachten sind auch bei MORITZ die Ansätze zu einer soziolinguistischen und funktionalstilistischen Differenzierung. Er beobachtet Unterschiede im Sprachgebrauch der Altersstufen, der Geschlechter, der sozialen Gruppen. Er unterscheidet Dialekt bzw. Mundart von städtischer Umgangssprache und verfeinerter Sprache bzw. Büchersprache, differenziert zwischen gemeiner Volkssprache, Sprache der Landleute und der Städter, Schreibart und Redeweise, aber auch zwischen ‘ganz plattdeutsch’, korruptem Plattdeutsch und Halbplattdeutsch. Sein „Alphabetisches Verzeichniß einiger Wörter, die am häufigsten unrichtig ausgesprochen, oder, in einem unrichtigen Sinne, gebraucht werden“⁶⁰, und seine beiden Gesprächsbeispiele⁶¹ sind früh als übertrieben und teilweise fehlerhaft kritisiert worden. MORITZ hat aber selbst mehrfach darauf hingewiesen, daß er die charakteristischen Abweichungen vom Hochdeutschen absichtlich gehäuft habe, um „das Lächerliche und Auffallende . . . desto anschaulicher darzustellen“⁶². AGATHE LASCH hat bestätigt, daß „das Bild, das Moritz gibt, die Häufungen abgerechnet, im ganzen richtig ist“⁶³.

Der von MORITZ beschriebene Lautstand kann hier nicht genauer charakterisiert werden. Nur eine Gesprächssequenz aus dem ersten der beiden Gespräche sei zur Illustration des Ausbildungsstandes des Berlinischen zitiert: „Sie: . . . Mänchmal schtehe ich schonst des Morgens um vier Uhr uf, un jehe in unsern Jarten schpatzieren, setze mir in unsre Laube, drinke meinen Koffe, un lese derbei in den Siegwart, o Sie glohben jahr nich, was des vor en schönes Buch is! Er: Ich hab’ es ohch gelesen; un habe bei ehner Haare derbei wehnen müßen, so sehr hat es mich gefallen. Wollen Sie so jut sind, un es mich ehnmal widder lehren?“⁶⁴

Auffällig ist hier statt der erwarteten Häufung berlinischer Eigenheiten eher die geübte Zurückhaltung (ich statt ick; des, es statt det, et; differenzierte Behandlung des g; keine Kritik der Realisierung des r). Dies spricht dafür, daß es MORITZ wirklich um „die fehlerhafte Aussprache gewisser Wörter“, aber nicht um „eigentliche Provinzialismen“ ging, wie er einleitend bemerkt hat⁶⁵, um die Berliner Umgangssprache, und nicht um die eigentliche Dialektbasis. MORITZ’ Konstruktionen fordern gleichwohl den Vergleich mit echten Sprachzeugnissen der gleichen Periode. Während für den etwas älteren Typus Berliner Umgangssprache die Privatkorrespondenz FRIEDRICHS II. als Beispiel dienen konnte⁶⁶, sei hier, um den Fortschritt der Berliner Gesellschaft in der Beherrschung hochdeutscher Normen zu belegen, aus den Liebesbriefen seines Neffen, des Prinzen LOUIS FERDINAND (1772–1806), an PAULINE WIESEL zitiert:

„Liebe Pauline, laß mir einen Augenblick bey dir kommen . . . gewiß wird es mir gelingen, dir liebe süße Freundin mit dich selbst und dem Glücke zu versöhnen / nur du kannst mich von dich trennen / Morgens um 7 Uhr gehe ich oder reite ich aus — sehe die

⁵⁹ MORITZ, *Ueber den märkischen Dialekt*, a. a. O., S. 19.

⁶⁰ MORITZ, *Anweisung*, a. a. O., S. 8–26 (mit verschiedenen Anhängen).

⁶¹ Ebd., S. 27–36, vgl. die Auszüge aus dem Verzeichnis und den Gesprächen in: H. SCHMIDT, *Die sprachliche Entwicklung Berlins*, a. a. O., S. 158–161.

⁶² MORITZ, *Anweisung*, a. a. O., S. 27.

⁶³ LASCH, *Berlinisch*, a. a. O., S. 337.

⁶⁴ MORITZ, *Anweisung*, a. a. O., S. 29.

⁶⁵ Ebd., S. 5.

⁶⁶ H. SCHMIDT, *Die sprachliche Entwicklung Berlins*, a. a. O., S. 147–150.

zu machenden Pflanzungen oder gehe auf die Jachd / wie verwünsche ich jene unsehliche Hindernisse / schon wolte ich nicht zu Hause gehen / O Pauline, gewiß du wärest glücklich durch mir gewesen / wirklich / Erinnere mich bald . . . an dieser Episode in meinem Brief / Du wirst mich gewiß . . . am Glück gewöhnen / das Aufstehen – und die Morgens mögen wohl schön seyn, indessen sich an deiner seite zu schmiegen . . . , o das ist schöner noch / Alles üble kanst du nur aus mein innerstes vertreiben / Betrachte ihm als einen Kranken / Alles Liebe ich an dich / die Natur Legte alles in dir / seine ewigen confidencen gegen dir sind mich zuwider / Liebe Freundin, wie oft denke ich an dem Augenblick, der uns vereinen wird, meine Phantasie mahlt Ihm stets mit neuen Farben aus. / der Gedanke an dich . . . müscht sich allem / nichts mögte ich anders wissen / Du Liebe Unnatige Pauline / ich . . . Lebe nur um in meinen Geschäftskreise . . . zu würken /.⁶⁷

Die wichtigsten Abweichungen von den Normen der Standardsprache betreffen weiterhin die Objektkasus Dativ/Akkusativ vor allem beim Personalpronomen im Singular, die Kasusrektion nach Präpositionen, das Plural-s, die Realisierung des g und des r und gelegentliche Vokalrundungen.

Die Entwicklung des Berlinischen im 19. Jahrhundert ist in den Grundzügen deutlich und soll hier nicht behandelt werden. Vor allem die Texte von JULIUS VON VOSS und ADOLF GLASSBRENNER bieten reiches Material.⁶⁸ Auffällig ist, daß das Engagement der Berliner Akademiemitglieder für die Probleme der Gegenwartssprache rasch nachließ, nachdem der von den Berlinern verfochtene Wechsel der regionalen Grundlage einer vorbildlichen Aussprache nicht mehr bestritten wurde. Das wirkte sich negativ sowohl auf die Erforschung der Standard- oder Schriftsprache wie auf die der regionalen Konkurrenzformen aus. An der Akademie wurden die noch offenen Normierungsprobleme, auch die Geschichte und Stellung des Berlinischen, nicht mehr behandelt. Nur die von der Lehrerschaft getragene Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache bot seit 1815 auch Akademiemitgliedern die Möglichkeit der Auseinandersetzung. Aber selbst die Berliner Gymnasien mußten sich bald den Vorwurf „einer auffallenden Vernachlässigung der Muttersprache“ gefallen lassen, ebenso die Universität.⁶⁹

Die Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache⁷⁰ hat sich um die Erarbeitung grammatischer, lexikographischer und geschichtlicher Arbeiten zur Standardsprache und zu den deutschen Dialekten bemüht. Aus ihrer Zeitschrift, der 'Germania. Neues Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für Deutsche Sprache und Alterthumskunde', erfahren wir z. B., daß ihr Mitglied Dr. R. HOLZAPFEL, Verfasser von Verdeutschungsvorschlägen für militärische und parlamentarische Termini, im September 1847 „über die Berlinische Sprache“ gelesen hat, „insofern sie sich zu einem eigenen Dialekt gestaltet hat durch Verkürzen und Wegwerfen der Endsylbe, der Anfangs-sylbe, einer Sylbe aus der Mitte, eines Konsonanten oder Vokals, Zusammenziehung mehrer Sylben, Erweiterung durch Anhängung von Buchstaben, Syiben, Vertau-

⁶⁷ *Briefe des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen an Pauline Wiesel*. Nebst Briefen von A. von Humboldt, Rahel, Varnhagen, Gentz und Marie von Méris, hrsg. von A. BÜCHNER, Leipzig 1865, die zitierten Beispiele auf S. 56–77, die Zeichensetzung ist leicht normalisiert. Die zitierten z. T. undatierten Briefe stammen aus den Jahren um 1800.

⁶⁸ Verwiesen sei auf die Dissertation von H. GEBHARDT, *Glassbrenners Berlinisch*, Berlin 1933.

⁶⁹ C. V. KERTBENY [= Carl Maria Benkert], *Berlin wie es ist*, Berlin 1831 (Neudruck 1981), S. 113 und 129.

⁷⁰ Vgl. H. SCHMIDT, *Die Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache an der Schwelle der germanistischen Sprachwissenschaft*, in: *Zeitschrift für Germanistik*, 1983, S. 278–289.

schung von Konsonanten“⁷¹. Ein anderes prominentes Mitglied, einer der Vorgänger F. H. v. D. HAGENS im Vorsitz der Gesellschaft, der Berliner Provinzialschulrat OTTO SCHULZ schreibt 1846 in einer Rezension von FIRMENICHs 'Völkerstimmen': „Die Berlinische Mundart ist zwar eigentlich ein vornehm gewordenes und verhochdeutsches Plattdeutsch, das aber doch selbst in der tollen und lächerlichen Verderbniß noch seine Regeln hat. Darum durfte sie in dieser Sammlung nicht fehlen, und der durch Beckmann zur wahren Volksmaske erhobene Eckensteher Nante wäre der natürliche und rechtmäßige Repräsentant derselben gewesen. Dafür sind hier einige Stücke aus dem bunten Berlin gegeben, wofür Andere wohl den Nante auf der Eisenbahn, in Potsdam und am Lustlager, auf der Weihnachtswanderung und im Kunst-Cabinet, vor allen aber seine Darstellung scheinbarer Zauberei von L. (d. i. Lenz) lieber gesehen hätten“⁷². Dieses Urteil findet sich fast wörtlich wieder in F. H. v. D. HAGENS 1848 erschienener Rezension des gleichen Werks⁷³ und wird in der Regel unter dessen Namen auch zitiert.⁷⁴

Schließen wollen wir mit einem Hinweis auf ADALBERT KUHN (1812–1881), einen der letzten Berliner Gymnasiallehrer, die in Anerkennung ihres sprachwissenschaftlichen Engagements Mitglied der Akademie der Wissenschaften geworden sind.⁷⁵ A. KUHN sprach am 19. 1. und 19. 4. 1860 in der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache „Ueber den Berliner Dialect“⁷⁶. Die Einleitungssätze des Protokolls lauten: „Der Redner zeigte, daß die Grundlage des Berliner Dialectes der niederdeutsche bilde, verändert durch den Einfluß des Hochdeutschen. Zuerst wurden die Vocalverhältnisse einer näheren Untersuchung unterworfen. Die Vocale erscheinen nämlich in dem Berliner Dialecte im Allgemeinen in derselben Länge und Kürze, wie im Hochdeutschen, nur mit manchen charakteristischen Eigenthümlichkeiten...“ Auf die Besprechung der Vokale und Diphthonge folgt die der Konsonanten. Danach werden bestimmter und unbestimmter Artikel, die Deklination der Substantive und der Eigennamen behandelt. Vergleichsgrundlage sind in der Regel die mittelhoch-

⁷¹ R. HOLZAPFEL, *Über die Berlinische Sprache*, in: *Germania. Neues Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde*, hrsg. von F. H. v. D. HAGEN, Bd. 8, Berlin 1848, S. 385: leicht abweichend als der „erste wissenschaftliche Vortrag über das Berlinische, der mir bekannt ist“, bei LASCH, *Berlinisch*, a. a. O., S. 312.

⁷² O. SCHULZ, in: *Schulblatt für die Provinz Brandenburg*, 11. Jg., 2. Heft, Berlin 1846, S. 197.

⁷³ F. H. v. D. HAGEN, *Deutsche Mundarten*, in: *Germania*, Bd. 8, a. a. O., S. 213f. O. SCHULZ bezieht sich in seiner Rezension auf seinen „Freund, v. d. Hagen, der die Sache viel besser gemacht hätte“, aber gegen FIRMENICH weniger kritisch sei als er. FIRMENICHs Arbeit war im Juni 1846 durch v. d. Hagen in der Gesellschaft besprochen worden.

⁷⁴ Zum Beispiel durch A. LASCH, *Berlinisch*, a. a. O., S. 311.

⁷⁵ KUHN wurde 1872 gewählt. Vorausgegangen war am 9. 1. 1860 ein vergeblicher Versuch J. GRIMMS, KUHN als Nachfolger seines Bruders WILHELM in die Akademie wählen zu lassen; vgl. den Wahlvorschlag im Zentralen Archiv der Akademie der Wissenschaften der DDR zu Berlin, ZAAW II–III, 24, der auch auf KÜHNs Verdienste als vergleichender Sagenforscher eingeht und auf die Notwendigkeit von Untersuchungen „zum naiven element der volkssprachen“.

⁷⁶ Vgl. R. SCHMITT, in: *Brüder Grimm Gedenken*, Bd. 6, Marburg 1986, S. 195f. SCHMITT erwähnt den Text des Vortrags nicht. Er ist in einer Nachschrift des Schriftführers der Gesellschaft KÜHLMAY im Protokollband erhalten (Staatsbibliothek Preussischer Kulturbesitz, Handschriftenabteilung, Ms. Germ. Fol. 1388).

deutschen und neuhochdeutschen Entsprechungen.⁷⁷ KUHN'S Darstellung bildet den Übergang zu den neueren, nicht sprachpolitisch, sondern sprachgeschichtlich und wortgeographisch orientierten Arbeiten. Von der Spannung, mit der die Vorgänger am Ende des 18. Jahrhunderts die mundartlichen und umgangssprachlichen Verhältnisse herangezogen hatten, um Argumente in der Auseinandersetzung über den Weg der Standardsprache zu finden, ist bei ihm nichts mehr zu spüren, und die neuen Kämpfe um das Verhältnis von Dialekt und Ausgleichssprache zeichnen sich noch nicht ab. Die Erforschung des Berlinischen bleibt nun für Jahrzehnte wieder Sprachfreunden und Lokalhistorikern überlassen. Den deutschen Philologen der Akademie hat die Entwicklung der Berliner Sprachverhältnisse zur Zeit der GRIMMS, MÜLLENHOFFS und WEINHOLDS kein dauerndes Interesse abgewinnen können.⁷⁸

Prof. Dr. HARTMUT SCHMIDT, Zentralinstitut für Sprachwissenschaft der AdW der DDR, Berlin

⁷⁷ Eine genauere Analyse soll an anderer Stelle nachgeholt werden.

⁷⁸ Zur Illustration der Aktivitäten der hier genannten frühen Berliner Sprachforscher seien einige weitere Arbeiten wenigstens erwähnt. Auch in mehreren dieser Texte werden die Probleme der Berliner bei der Realisierung hochsprachlicher Normen, also das Verhältnis von Hochsprache und städtischer Umgangssprache, behandelt: F. GEDIKE, *Gedanken über Purismus und Sprachbereicherung*, Berlin 1779 (Schulprogr.); ders., *Über **ist** und **ist***, in: Berlinische Monatsschrift, Jg. 1784; ders., *Plan eines Universalglossariums*, in: Berlinische Monatsschrift, Jg. 1785; ders., *Einige Gedanken über deutsche Sprach- und Stilübungen auf Schulen*, Berlin 1793 (Schulpr.); ders., *Über die Hülfswörter und über die Tempora des Verbums*. Ein Beitrag zur Philosophie der Sprache, Berlin 1801 (Schulprogr.); J. H. L. MEIEROTTO, *Abschnitte aus deutschen und verdeutschten Schriftstellern zu einer Anleihtung der Wohlredenheit besonders im gemeinen Leben geordnet*, Berlin 1794; K. PH. MORITZ, *Vom Unterschiede des Akkusativ's und Dativ's oder des **mich** und **mir**, **sie** und **ihnen**, u. s. w. für solche, die keine gelehrte Sprachkenntniß besitzen*. In Briefen, Berlin 1781; ders., *Anhang zu den Briefen vom Unterschiede des Akkusativ's und Dativ's, worinn der Unterschied zwischen **für** und **vor** erklärt, und die Ursach gezeigt wird, warum **durch** und **für** immer den Akkusativ, und **von**, **mit**, **aus**, **nach** und **zu**, beständig den Dativ nach sich haben*. Nebst einer Erklärung von der wahren Beschaffenheit des Genitiv's, und einem Vorschlage, die alten Benennungen **Nominativ**, **Genitiv**, u. s. w. mit zweckmäßiger zu vertauschen, Berlin 1781; ders., *Zusätze zu den Briefen vom Unterschiede des Akkusativ's und Dativ's*, Berlin 1781 [=über die Rektion von **drohen**, **folgen**, **fragen**, **lehren**, **nennen** usw., einige unpersönliche Zeitwörter, den Gebrauch von Präpositionen u. a.]; ders., *Deutsche Sprachlehre für die Damen*. In Briefen, Berlin 1782; ders., *Soll die Mode auch über die Sprache herrschen?*, in: Deutsche Monatsschrift, Jg. 1793, S. 221f.; ders., *Vorlesungen über den Styl oder praktische Anweisung zu einer guten Schreibart in Beyspielen aus den vorzüglichsten Schriftstellern*, Berlin 1793–94, 2 Teile (Bd. 2 größtenteils von D. JENISCH); ders., *Grammatisches Wörterbuch der deutschen Sprache* (ab Bd. 2 fortgesetzt von J. E. STUTZ, B. STENZEL, J. CH. VOLLBEDING), Berlin 1793–1800, 4 Bde.; K. W. RAMLER, *Über die Bildung der Deutschen Nennwörter und Beywörter*, Berlin 1796; W. A. TELLER, *Vollständige Darstellung und Beurtheilung der deutschen Sprache in Luthers Bibelübersetzung*, Berlin 1794–95, 2 Bde., [=Wörterverzeichnisse, Synonyma, Wortbildung und Syntax, Lesarten]. Während der Wirkungszeit dieser Berliner Gruppierung in der Akademie erhielt der Pädagoge und Prediger J. F. A. KINDERLING einen zweiten Preis der Akademie für seine Arbeit *Über die Reinigkeit der Deutschen Sprache, und die Beförderungsmittel derselben, mit einer Musterung der fremden Wörter und anderen Wörterverzeichnissen*, Berlin 1795.